

Leistungs- und Kompetenzdefizite von jungen Männern

Warum wir dringend eine stärkere Jungenförderung benötigen

Klaus Hurrelmann, Professor an der Universität Bielefeld

1. Ergebnisse aktueller Studien

Seit vielen Jahren dokumentieren Bildungs- und Sozialstudien eine sich ständig weiter verschlechternde Bilanz der Leistungsfähigkeit und der sozialen Kompetenzen von jungen Männern im Vergleich zu jungen Frauen. Die große Tragweite dieser Entwicklung für die Bildungschancen des männlichen Geschlechts wird aber erst seit Kurzem erkannt. Mit erheblicher Verspätung hat jetzt eine Diskussion darüber begonnen, wie die gravierende Benachteiligung des männlichen Geschlechts in Erziehungs-, und Berufsbildungseinrichtungen zum Halt gebracht werden kann.

Schon die vergleichenden Leistungsstudien im Grundschulbereich (IGLU) und im Sekundarbereich (PISA) zeigten, wie stark die Mädchen bei den schulischen Leistungen aufgeholt haben. Sie brechen allmählich in die angestammten Domänen der männlichen Schüler ein und ziehen auch in den Naturwissenschaften bereits in einigen Bereichen mit ihnen gleich. In allen durch Sprachkompetenz dominierten Fächern sind sie schon seit vielen Jahren besser als die männlichen Schüler.

Schauen wir auf die offiziellen Daten des Bundesministeriums für Bildung und Wissenschaft, fallen gravierende Unterschiede zwischen den Leistungsbilanzen der beiden Geschlechter in der Sekundarstufe I auf. Die jungen Männer sammeln sich immer stärker in den Hauptschulen, Sonderschulen und Förderschulen, wo sie mitunter bis zu 70 Prozent der Schülerschaft stellen. Entsprechend dünnt sich ihr Anteil in den Realschulen und Gymnasien immer weiter aus. 20 Prozent der männlichen Schüler mit einem Migrationshintergrund und 10 Prozent der männlichen Schüler aus einheimischen Familien, schaffen den Hauptschulabschluss nicht. Die Mädchen liegen hier erheblich besser und haben fast nur die Hälfte dieser Misserfolgsquote. Auch beim Abitur sind die Unterschiede eindeutig: 35 Prozent der jungen Frauen aus

einheimischen Familien und 10 Prozent aus Migrantenfamilien schaffen das Abitur. Bei den Männern sind es nur 26 bzw. 8 Prozent.

Tendenzen aus Kinder- und Jugendstudien

Auch die Kinder- und Jugendstudien der letzten Jahre zeigen die gleichen Tendenzen. Die beiden letzten Shell-Jugendstudien von 2002 und 2006 machten deutlich, dass sich die Mädchen auf der „Überholspur“ im Bildungssektor befinden. Sie bleiben deutlich weniger sitzen als die Jungen, haben erheblich weniger Nachhilfeunterricht und sind motivierter, sich gute Abschlüsse zu verschaffen (Shell-Jugendstudie 2006). Schon zu Beginn der Sekundarstufe I unterscheiden sie sich in ihren Bildungsaspirationen von den Jungen.

Die World Vision Kinderstudie von 2007 untermauert dieses Ergebnis auf eine geradezu dramatische Weise, denn in dieser Untersuchung werden schon bei den Kindern im Grundschulalter große Unterschiede im Blick auf die künftigen Bildungsziele bei den beiden Geschlechtern erkennbar. Die Mädchen wollen deutlich häufiger als die Jungen eine anspruchsvolle Bildungslaufbahn am Gymnasium mit dem Abitur als Abschluss durchlaufen. Sie fallen durch ein kreatives Freizeitverhalten auf, bei dem die Beschäftigung mit elektronischen Medien kombiniert wird mit Handarbeit, Tanzen, Sport und anderen Formen von Bewegung, mit Musizieren und Basteln, während bei den Jungen die passive Freizeitbeschäftigung mit einer Dominanz von Fernsehen, Computer spielen und Gameboy spielen auffällt.

Die Jungen haben also das eindeutig trägere und weniger anregende Freizeitverhalten, und die Lern- und Bildungseffekte fallen bei ihnen deshalb ungünstiger aus. Sie trainieren ihren Sehsinn und ihren Hörsinn durch die Nutzung von elektronischen Medien sehr stark, vernachlässigen aber alle anderen Sinnesbereiche extrem. Die Bildungsforschung hat schon seit Jahrzehnten darauf hingewiesen, dass sich hieraus gravierende Konsequenzen für die Leistungsfähigkeit ergeben.

Die moderne Hirnforschung hat diese Ergebnisse in jüngster Zeit eindrücklich unterstrichen: Wenn nur einige Sinnesbereiche angeregt werden, kommt es nicht zu der notwendigen Verschaltung von Sinneszentren im Gehirn, wodurch die gesamte

persönliche, soziale, emotionale und eben auch intellektuelle Entwicklung von Kindern leidet. Auch in dieser Hinsicht also ist die Bilanz der Jungen schon in den frühen Altersphasen ungünstiger als die der Mädchen.

Die Shell Jungenstudie gibt uns noch einen weiteren Hinweis auf die Hintergründe dieser Entwicklung. Die Mädchen und die junge Frauen haben eine viel flexiblere Lebensführung als die Jungen und die jungen Männer. Die Angehörigen des weiblichen Geschlechtes möchten eine gute Bildungslaufbahn durchlaufen, um anschließend Karriere zu machen. Anschließend wünschen sich die jungen Frauen eine Kombination von beruflicher Karriere, Familie und Kindern. Fast 80 Prozent von ihnen hängen diesem flexiblen Muster der Lebensführung an. Bei den jungen Männern hingegen sind es nur knapp 40 Prozent, die sich eine solche Arbeitsteilung mit einer späteren Partnerin vorstellen können. Überwiegend orientieren sie sich am traditionellen Männerbild, das dem Mann die Rolle des Haupternährers der Familie zuschreibt und ihn von Aufgaben der Haushaltstätigkeit und der Kindererziehung völlig freistellt.

Es deutet vieles daraufhin, dass sich die Mehrzahl der jungen Männer schwer damit tun, ihre soziale Rolle in der modernen Gesellschaft zu definieren und ein lebbares Verständnis von Männlichkeit aufzubauen. Wie unsere Untersuchungen an der Universität Bielefeld zeigen, ergeben sich hieraus auch gesundheitliche Konsequenzen, die ihrerseits in einem engen Verhältnis zur Leistungsfähigkeit stehen.

Die gesundheitliche Situation des männlichen Geschlechts

In allen westlichen Gesellschaften leben heute Frauen sechs bis sieben Jahre länger als Männer. Die Unterschiede der Lebenserwartung der beiden Geschlechter sind in den letzten beiden Jahrhunderten immer stärker geworden. Um 1900 betrug der Abstand der Lebenserwartung nur drei Jahre. Männer wurden im Durchschnitt 45, Frauen 48 Jahre alt. Heute beträgt die durchschnittliche Lebenserwartung bei der Geburt für eine Frau schon fast 81 Jahre, für einen Mann 74.

Wie kommen diese Unterschiede zustande? Sie bauen sich schrittweise über den gesamten Lebenslauf auf (Hurrelmann und Kolip 2002). Schon bei der Geburt ist die

Sterblichkeit von männlichen Säuglingen höher als die von weiblichen. In den anschließenden Lebensjahren, vor allem nach der Pubertät, sind erheblich mehr männliche Kinder von Unfällen betroffen als weibliche. Über den ganzen weiteren Lebenslauf hinweg ist die Unfallhäufigkeit der Männer größer als die der Frauen. Das gilt auch für das Risikoverhalten allgemein. Männer ernähren sich schlechter, treiben weniger Sport und konsumieren mehr Drogen. Sie sind über den ganzen Lebenslauf hinweg, mit Ausnahme vielleicht des ersten Lebensjahrzehnts, stärker als die Frauen durch Krankheiten belastet, die zum Tode führen. Sie sind bei den wichtigsten Todesursachen stärker betroffen als Frauen. Das gilt besonders bei Herzkrankheiten, Krebs, Hirnschlag, AIDS, Lungenkrankheiten und Diabetes.

Zu allem Überfluss meiden Männer auch medizinische und psychologische Hilfeleistungen. Vom Jugendalter an suchen sie erst bei ganz akuten Beschwerden einen Arzt auf. Frauen hingegen fühlen sich viel früher und viel häufiger krank und holen sich ärztliche oder andere professionelle Hilfe, übrigens auch persönliche Unterstützung im Freundes- und Familienkreis. Männer sträuben sich geradezu davor, frühzeitig Hilfe anzurufen. Sie neigen zum Verdrängen von Belastungen im körperlichen und psychischen Bereich, was zu einem Aufschaukeln von Krankheitssymptomen und schließlich dann eben zu einer höheren Sterblichkeit führen kann.

Während Männer Beeinträchtigungen und Beschwerden am liebsten aus dem Bewusstsein verbannen wollen, sind Frauen geneigt, auch schon kleine Störungen als aussagekräftige Hinweise auf eine beeinträchtigte Gesundheit zu werten. Frauen sind kritischer und unzufriedener mit ihrem Gesundheitszustand als Männer, sie haben die größere Sensibilität und Empfindlichkeit, die oft sogar bis zur Überempfindlichkeit gehen kann (Bründel und Hurrelmann 1999).

2. Soziale Rollenmuster und ihre persönliche Verarbeitung

Die im ersten Teil skizzierten Ergebnisse von aktuellen Untersuchungen weisen deutlich daraufhin, dass der Hintergrund für die Defizite der jungen Männer im Leistungs- und Kompetenzbereich mit ihrem sozialen Rollenverständnis als Mann in der modernen Gesellschaft eng in Verbindung stehen. Wenn wir also erklären wollen, warum es in den Bildungsinstitutionen zu einer Benachteiligung der männlichen Schüler gegenüber den

weiblichen Schülerinnen kommt, dürfen wir nicht nur alleine auf die schulischen und unterrichtlichen Strukturen des Umgangs miteinander, der Interaktion und der Kommunikation schauen, sondern wir müssen die dahinter liegenden Kulturmuster betrachten, die mit den gesellschaftlich geprägten Rollen von Mann und Frau in Verbindung stehen.

Diese unterschiedlichen Rollenmuster richten sich in allererster Linie auf den Körper, also den physikalischen Leib, den ein Kind und ein Jugendlicher jeweils besitzt. Der Umgang mit dem eigenen Körper ist immer auch ein Ausdruck von Männlichkeit oder Weiblichkeit. Viele Männer betrachten ihren Körper funktional, als eine Art Leistungsmaschine, die nur dann gewartet werden muss, wenn sie völlig aus dem Takt geraten ist. Sie betrachten ihren Körper häufig als einen inneren Gegner, der bekämpft und besiegt werden muss, um übergeordnete soziale und berufliche Ziele zu erreichen. Gesundheit wird in diesem Sinne als Leistungsfähigkeit verstanden, um Körper und Psyche der (beruflichen) Arbeit unterzuordnen.

Ein solches instrumentelles Verhältnis zum Körper prägt sich im gesamten Gesundheitsverhalten aus. Viele Männer reagieren auf gesundheitliche Störungen erst dann, wenn ihre Leistungsfähigkeit ernsthaft beeinträchtigt ist. Sie glauben, dass Disziplin und Arbeit für sich genommen gesundheitsfördernd wirken. Sie suchen meist dann einen Arzt auf, wenn die Krankheit sich schon in einem fortgeschrittenen Stadium befindet.

Hier schimmert das alte Muster durch, das immer noch in Erziehung und Sozialisation vorherrscht: Ein Mann ist ein „Indianer“, und ein Indianer kennt keinen Schmerz. Entsprechend sind Anspannungen und Belastungen im körperlichen und psychischen Bereich heroisch zu ertragen. Wenn Jungen vor Schmerzen weinen, dann riskieren sie ihren Platz in der männlichen Hierarchie. Frauen werden hingegen schon im Jugendalter dazu angehalten, mit ihrem Körper pfleglich und sorgsam umzugehen. Durch die monatliche Regelblutung werden sie immer wieder an ihren Körper erinnert und dadurch mehr oder weniger gezwungen, im Einklang mit ihren physiologischen Möglichkeiten zu leben. Sie sind es gewohnt, sich auf ihren Körper einzustellen und Rücksicht zu nehmen (Kolip 1997).

Die verhängnisvolle Fixierung auf die tradierte Männerrolle

Diese Differenz der Geschlechter, auch und gerade ihre gesundheitlichen Unterschiede, sind nicht – wie häufig angenommen wird – genetisch programmiert und festgeschrieben. Biologische Faktoren legen das Geschlecht in einem Dispositionsraum fest, ermöglichen aber erhebliche Einflüsse durch Eigenaktivität und Umweltimpulse. Weiblichkeit und Männlichkeit werden gelebt und gewissermaßen auch individuell hergestellt, indem ein Mann oder eine Frau mit der jeweils angelegten physiologischen Ausstattung, der körperlichen Konstitution, dem angelegten Temperament und den psychischen Grundstrukturen individuell arbeitet und diese mit der sozialen und physischen Umwelt in eine Einheit bringt. Die jeweilige individuelle Ausgestaltung dieses Wechselverhältnisses ist es, welche die Persönlichkeit definiert und die Gesundheitsdynamik bestimmt (Hurrelmann und Kolip 2002).

Die Fixierung der Männer auf die Berufsrolle, die in unserem Kulturkreis spätestens seit der Industrialisierung vorherrscht, unterstreicht die instrumentalistische Haltung dem eigenen Körper und der Gesundheitspflege gegenüber, die Männer an den Tag legen. Demgegenüber ist die Doppel- und Dreifachbelastung durch Beruf, Haushalt und Kindererziehung, die immer typischer für Frauen wird, nicht nur alleine von Nachteil. Die Mehrfachbelastung scheint auch Mehrfachgestaltungsmöglichkeiten mit entsprechender Flexibilität der Lebensführung mit sich zu bringen. Frauen sind nicht wie Männer auf eine Berufsrolle fixiert, sondern können auch Erfahrungen und Erfolge durch einen Wechsel ihres Lebensmittelpunktes erzielen. Sie können vorübergehend die Berufsrolle verlassen, um die Mutterrolle zu übernehmen, ohne dabei in irgendeiner Form gesellschaftlich geächtet zu werden.

Demgegenüber sind traditionell orientierte Männer darauf festgelegt, die gesellschaftlich erwartete Position zu erfüllen und die finanzielle Absicherung einer Familie zu gewährleisten. Männer genießen Macht und Einfluss, Anerkennung und Aufmerksamkeit, sie sind aber zugleich in der modernen Konkurrenzgesellschaft auf Gedeih und Verderb auf Erfolg angewiesen.

Die traditionellen „drei K“ der Frau waren Kinder, Küche und Kirche – heute ist als viertes K die Karriere hinzugekommen. Die drei K des Mannes sind, spöttisch

gesprächen, Konkurrenz, Karriere und Kollaps. Ein Scheitern im Beruf ist für einen Mann auch ein Scheitern im Leben, weil es wenige Ausweichfelder für die Selbstbetätigung und die Selbstbestätigung gibt. Die tradierte Männerrolle wird ihnen zum Verhängnis. Erst wenn sie sich vom Familienleben, vom häuslichen Kontext und von der Kindererziehung nicht ausschließen und sich der breit gefächerten Anforderung von Berufs- und Privatbereich, Haushalt und Kinderhaben stellen, können sie ihre Gesundheitsbilanz verbessern.

Unterschiedliche Formen der Bewältigung von Belastungen

Die Muster von Erziehung und Sozialisation stützen sich auf pädagogische Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit. Männer gelten in unserer Gesellschaft als das starke Geschlecht, und das heißt, sie werden als leistungsfähig und machtvoll und damit auch automatisch als gesund wahrgenommen. Der Preis für diese Wahrnehmung ist: Männer dürfen nicht krank werden. Zugespitzt lässt sich deswegen sagen, dass die soziale Rollenvorstellung von Mann und Männlichkeit in unserer Kultur einen strukturellen Risikofaktor für die Gesundheit darstellt. Denn das traditionelle Rollenmuster bekräftigt Männer darin, über erste Krankheitssymptome hinweg zu sehen und sie mit Entschiedenheit zu ignorieren. Männer halten ihren Körper für einen Besitz, mit dem sie wuchern können. Sie sind verärgert, wenn ihr Körper nicht funktioniert. Sie sind bereit, den Körper zu trainieren, wenn sie sich davon soziale Vorteile versprechen, aber sie nehmen ihren Körper nicht eigentlich als Bestandteil ihres Wesens wahr.

Ganz offensichtlich gibt es hier Parallelen zur Leistungserbringung. Aus Beobachtungen und Studien an Schulen geht hervor, wie schwer sich männliche Schüler mit Zurücksetzungen und Versagenserlebnissen tun. Sie können Hinweise auf Unzulänglichkeiten ihrer Kompetenz nicht in einer solchen Weise verarbeiten, dass sie hieraus zusätzliche Anstrengungen ableiten lassen. Vielmehr reagieren die meisten Jungen mit Enttäuschung und Bitterkeit auf schlechte Beurteilungen und ungünstige Noten. Ihre Frustrationstoleranz scheint sehr klein zu sein. Ein großer Anteil der männlichen Schüler zieht aus negativen Leistungsbilanzen die Konsequenz, das Engagement für das schulische Lernen ganz einzustellen und gewissermaßen „aus dem Felde“ zu gehen. Wenn man so will, kann man hierin eine Art „Beleidigung“ der männlichen Erwartung verstehen: Das Schulsystem hat es nicht geschafft, dem Schüler

als Angehörigen des vermeintlichen starken männlichen Geschlechtes die dominante Rolle zu spielen. Entsprechend trotzig zieht sich der männliche Schüler aus dem Einzugsbereich dieses Systems zurück und wendet sich solchen Systemen zu, in denen die Männlichkeit stärker gewürdigt wird. Die Hinwendung zur Gleichaltrigengruppe mit Freizeitaktivitäten, bei denen schnell sichtbare (Schein-) Erfolge erzielt werden, bis hin zu Aggressions- und Gewaltausübungen, ist hier einzuordnen.

Die geschlechtsspezifisch akzentuierten Muster der Belastungsverarbeitung zeigen sich auch in anderen Bereichen. Sowohl die Jungen als auch die Mädchen leiden unter der dichten Folge von Entwicklungsaufgaben in verschiedenen Lebensbereichen, aber sie reagieren auf Überforderungen auf unterschiedliche Weise. Kommt es zu starken Anforderungen im schulischen Leistungsbereich, zu Spannungen und Problemen der Anerkennung in der Gleichaltrigengruppe, zu Schwierigkeiten bei der sozialen Einbindung und Integration in Familie und Umfeld, dann überwiegen bei den Jungen die nach außen gerichteten Formen der Verarbeitung bis hin zu Aggressivität, Gewalt und Kriminalität. Die Mädchen hingegen machen solche Anspannungen sehr viel mehr mit sich selbst ab, lenken sie nach innen und leiden entsprechend unter psychosomatischen Störungen verschiedenster Art bis hin zu Depressionen und selbstaggressivem Verhalten. Nicht ganz so stark sind die Unterschiede bei einer dritten Form der Belastungsverarbeitung, dem ausweichenden Verhalten: Der Konsum von Medikamenten zur Beruhigung oder zur Leistungssteigerung ist etwas stärker bei Mädchen, der Gebrauch von legalen und illegalen Substanzen wie Tabak, Alkohol und Drogen stärker bei den Jungen.

3. Ansätze einer männlichkeitsorientierten Leistungs- und Kompetenzförderung

Förderansätze im schulischen wie im außerschulischen Bereich sollten auf diese Leistungs- und Verhaltensmuster des männlichen und des weiblichen Geschlechtes sensibel eingehen. Ganz offensichtlich ist es in den letzten 10 bis 20 Jahren gelungen, durch eine gezielte Mädchen- und Frauenförderung den noch in den 1960er und 1979er Jahren auffälligen Leistungsrückstand von Schülerinnen in den allgemeinbildenden Schulen nachhaltig auszugleichen. Die Förderansätze konzentrierten sich darauf, die Schwächen der Mädchen zu identifizieren und durch gezielte Impulse auszugleichen,

und zugleich ihre Stärken weiter auszubauen. Das war möglich, weil Mädchen in ihren typischen und charakteristischen, tief verankerten Verhaltensmerkmalen angesprochen wurden.

Genau darum, das ist meine zentrale These, geht es nun fortan auch bei der gezielten männlichkeitsorientierten Förderung. Die Kunst dieser Förderung besteht darin, die grundsätzlich angelegten archetypischen Muster der geschlechtsorientierten männlichen Lebensführung als Ausgangspunkt zu nehmen. Erst von diesem Ausgangspunkt aus können weiterführende Perspektiven erschlossen werden. Wichtig ist im ersten Schritt die Kenntnis und die einfühlsame Berücksichtigung dieser archetypischen Kerne der Rollenmuster.

Die „archetypischen Kerne“ der Geschlechtsrollen

Der Kern des männlichen Stils der Lebensführung kann als aktivitätsorientiert bezeichnet werden. In der englischen Sprache wird der anschauliche Begriff der „Agency“ hierfür eingesetzt. Männer gelten in unserer Gesellschaft als das „starke“ Geschlecht, das leistungsfähig, machtvoll und überlegen ist. Männliche „Agency“ beschreibt die aktive Sicherung der Existenz als Individuum, betont die Selbstbehauptung, die Abgrenzung von Anderen, das Bemühen um die Ausweitung des Selbst und die Eroberung des sozialen Raumes, wird charakterisiert durch Selbstkontrolle und ein hohes Ausmaß von Selbstdisziplin.

Diesem Muster steht die für „typisch weiblich“ gehaltene Orientierung gegenüber, die als sozial sensibel bezeichnet werden kann. Im Englischen findet sich hierfür auch der Begriff der „Community“, was die starke Orientierung der Teilhabe am sozialen Organismus und am Gemeinwesen zum Ausdruck bringen soll. „Community“ repräsentiert das Bemühen, ein Teil der Gemeinschaft sein zu wollen, zusätzlich auch das intensive Bestreben um Kooperation und Bindung an andere Menschen, den Aufbau von Beziehungen und Netzwerken. Dieser Kristallisationspunkt für die Rollengestaltung, die Frauen als besonders charakteristisch zugeschrieben wird, betont die Eigenschaften psychisch sensibel und empfindlich, einfühlsam und sozial integrationsorientiert. Der soziale Schwerpunkt wird in der Gestaltung von Beziehungen im überschaubaren Rahmen von Familie, Freundschaft und Bezugsgruppen gesehen.

Demgegenüber wird Männern die Gestaltung und Strukturierung wirtschaftlicher und politischer Rahmenbedingungen zugesprochen, ihre Tätigkeit geht in die Beeinflussung der Strukturen der instrumentellen Arbeit über. Männer stehen für die aktive, Frauen für die sozial sensible Lebensführung.

Meine These lautet also: Es gibt tief in der Persönlichkeit von Jungen und von Mädchen verankerte stereotype Muster des Rollenverhaltens, die vor allem in Anspannungs- und Belastungssituationen deutlich erkennbar werden. Sollen Mädchen und Jungen in ihren Leistungs- und Kompetenzentwicklungen positiv beeinflusst werden, ist in einem ersten Schritt an diese stereotypen Muster anzuknüpfen. Es ist also eine geschlechtersensible Arbeitsweise erforderlich, die sehr einfühlsam das typisch Männliche und das typisch Weibliche an den jeweiligen Verhaltensweisen identifiziert. Diese Ausgangssituation dient erklärtermaßen dazu, die stereotypen Rollenmuster zu überwinden und durch weiterführende flexiblere Muster abzulösen.

Bei der Leistungsförderung von Jungen und jungen Männern kommt es also darauf an, an ihre Aktivitätsorientierung anzuknüpfen, um sie im Laufe der Förderarbeit durch eine Empathie- und Gemeinschaftsorientierung zu ergänzen. Ziel einer erfolgreichen Jungen- und Männerarbeit muss es sein, die Fixierung auf die Rollenstereotype abzubauen. Immer mehr Männer leiden darunter, dass ihnen das Klischee der „Agency“ angeheftet wird, obwohl sie nur wenige Möglichkeiten zu dessen Realisierung in ihrer Umwelt haben und obwohl sie zugleich spüren, dass ihre inneren Ressourcen und Anlagen mehr als nur eine Agency-Orientierung wünschen. Ziel der Männerarbeit muss es sein, die Gestaltung der Geschlechtsrolle „Mann“ in die Regie jedes einzelnen Angehörigen des männlichen Geschlechtes zu geben.

In einer individualisierten Gesellschaft ist es heute ohne weiteres möglich, eine kreative Kombination der beiden Pole von Agency und Community zu erreichen. Genau dieses sollte meiner Ansicht nach das zentrale Thema der pädagogischen Jungenförderung werden. In der amerikanischen Literatur wird diese Gestaltbarkeit der Geschlechtsrolle anschaulich als „Doing gender“ bezeichnet. Ich gehe hier von der These aus, dass eine kreative Kombination von Agency und Community erheblich leistungs- und zugleich gesundheitsfördernder ist als die Fixierung auf nur einen der beiden Pole. In dieser These steckt die Vermutung, dass die gesundheitliche und leistungsmäßige Situation

der jungen Frauen heute deswegen besser ist als die der jungen Männer, weil sie die Gestaltung ihrer Geschlechtsrolle aktiver angehen und zur Community-Komponente schon seit vielen Jahren eine Agency-Komponente hinzugefügt haben.

Jungenförderung als Kombination von Leistungs- und Rollentraining

Neben der Leistungsförderung spielt also die soziale Kompetenzförderung in der pädagogischen Jungenarbeit eine wachsende Rolle. Die Förderung von sozialen Regeln und die Einübung von Spielregeln für den Umgang miteinander ist ein Schwerpunkt dieser Arbeit. Hierhin gehört auch die Gewaltprävention und die Förderung der Konfliktfähigkeit. Zentrale Aufgabe ist es, den jungen Männern Spaß und Freude am Leben in einer sozialen Gemeinschaft zu vermitteln, bei dem sie sich auf bestimmte Prinzipien und Vorgaben einlassen müssen. Hierzu gehört eine Sensibilisierung für die Interessen Anderer und die Möglichkeit von deren Durchsetzung. Hierzu gehören auch die Fähigkeit der Wahrnehmung von alltäglicher Aggression und das Eingeständnis der passiven und aktiven Betroffenheit durch Gewalt. Förderung des Vertrauens, der Kooperationsbereitschaft, das Erkennen der Wichtigkeit, Spielregeln einzuhalten, Förderung von Kooperation und von Grenzen im Umgang miteinander gehören ebenfalls mit in diesen Förderbereich hinein.

Ein eng hiermit zusammenhängender Schwerpunkt ist die Förderung von Körpersensibilität. Entsprechend wichtig ist es, mit Jungen zusammen ein sensibles Gefühl für den eigenen Körper und seine Stärken und Schwächen zu entwickeln. Die Autonomie über den eigenen Körper muss zu einem zentralen Thema werden – mit dem Ziel, die Selbstbestimmung darüber zu betonen, was man mit dem Körper machen, wie man ihn einsetzen möchte und in welcher Weise er von einem anderen Menschen berührt werden darf. In den letzten Jahren haben sich hierfür eine breite Palette von Übungen und praktischen Spielen herausgeschält, die weiterentwickelt werden können. Auch die Thematisierung von Schönheitsidealen einschließlich der sexuellen Orientierung gehört mit in diesen Komplex.

Für die Ausrichtung der Unterrichtsabläufe und der Lehrpläne ist es wichtig, transparente und explizite Umgangsregeln zu definieren, sodass auch die wenig im

Erschließen von sozialen Umgangsformen geschulten Jungen klar auf soziale Normen hingewiesen werden. Um dem Bedürfnis der Jungen nach Bewegung und Raumergreifung Rechnung zu tragen, ist auch über neue Formen von körperlicher Tätigkeit und Mobilität im Raum nachzudenken. Das gilt natürlich für den Sport- und Technikunterricht, kann aber auch in anderen Unterrichtsbereichen umgesetzt werden. Jungen müssen die Möglichkeit haben, ihr Terrain selbst zu erschließen, es zu gestalten und hierin ihre „Duftmarken“ zu setzen. Der Unterricht muss ihnen ermöglichen, körperlich aktiv und unruhig zu sein, ohne dass damit unproduktive Störungen einhergehen. Außerdem müssen die typisch männlichen Formen von Aggressivität in einer Anfangsphase zugelassen werden, sodass sie nicht unterdrückt an anderer Stelle ausbrechen. Ganz wichtig ist auch die realistische Rückmeldung des Leistungsstandes an die männlichen Schüler, damit sie nicht in Gefahr einer Überschätzung ihrer Fähigkeiten sind. Die Rückmeldung muss aber sehr einfühlsam erfolgen, um keine Rückschläge und Frustrationen auszulösen.

Nach den positiven Erfahrungen bei der Mädchen- und Frauenförderung ist über geschlechtshomogenen Unterricht nachzudenken. Er könnte in den Fächern eingeführt werden, in denen die Jungen leistungsmäßig strukturell schwächer als die Mädchen sind. Das gilt in erster Linie für alle Unterrichtsfächer mit einer starken sprachlichen Komponente. Die isolierte Unterrichtung nur von Jungen und Mädchen getrennt in Gruppen kann unfruchtbare Vergleichsaktivitäten zurückschrauben, die oft Lernprozesse behindern.

Explizite Regelsetzung

Für die gesamte Schulorganisation ist es wichtig, transparente und klar ausbuchstabierte Umgangsformen, Rituale und Symbole zu etablieren. Jungen und junge Männer benötigen zur Orientierung solche symbolischen Vorgaben. Sie sind eben weniger als Mädchen in der Lage, den sozialen Code eines Systems zu erschließen, weil sie nicht so stark auf Harmonie und Gemeinschaftsorientierung ausgerichtet sind. Das soziale System muss ihnen deswegen in einer expliziten und sehr klar erkennbaren Weise die Umgangsformen und Spielregeln vorgeben, die in ihm gelten. Den männlichen Schülern hilft das, sich zu orientieren und einzubringen, es stimuliert zugleich ihre Bereitschaft, sich auch aktiv zu beteiligen.

Sowohl in der schulischen als auch der außerschulischen Jungenarbeit steht bei der Förderung von Leistungen und Kompetenzen ein Zeit- und Belastungsmanagement im Vordergrund. Männliche Schüler haben deutlich größere Strukturierungsschwächen als weibliche. Sie knicken bei komplexen Aufgabenstellungen ein und kommen mit vielschichtigen Problemen oft nicht zurecht. Viele Ganztagschule und gute private Nachhilfeinstitute haben diese Defizite bereits erkannt und bieten in diesem Bereich gezielte Programme an. Sie reichen von der Tagesorganisation über Ordnungshilfen und Merkhilfen bis zu der Gestaltung von Arbeitseinheiten ohne störende Unterbrechungen, zum Training von Durchhaltevermögen und Enttäuschungsfestigkeit und eben zur realistischen Einschätzung von Fähigkeiten, also von Stärken und von Schwächen.

Schließlich stellt sich auch die Frage, ob eine Förderung von männlichen Schülern möglich ist, wenn im gesamten Erziehungsprozess der Familie und anschließend auch der organisierten Bildungseinrichtungen vom Kindergarten bis zum Gymnasium die professionellen pädagogischen Rollenträger Frauen sind. Eine durch weibliche Elemente geprägte Erziehungsinstitution – kann sie wirklich auch Jungen und junge Männer in ihrer Leistungs- und Kompetenzentwicklung fördern? Nach der vorliegenden Fachliteratur ist das durchaus möglich, weil die professionellen Impulse von männlichen und weiblichen Lehrkräften offenbar nicht sehr stark unterscheiden.

Problematisch wird es aber auf der Ebene von Modelllernen. Unterrichten in einer Grundschule nur weibliche Lehrkräfte, dann fehlt den männlichen Schülern das soziale Rollenmodell ihres Geschlechtes. Der wichtige Ansatz einer flexiblen Rollenförderung kann dadurch nur sehr schwer umgesetzt werden. Sicher lassen sich weibliche Lehrkräfte darin schulen, diejenigen Aspekte der Unterrichts- und Lehrplangestaltung umzusetzen, die oben erwähnt wurden. Bei Fragen der grundlegenden sozialen Modellgebung aber sind sie naturgemäß fehl am Platz. Sie können nicht mit der gleichen Selbstverständlichkeit wie Männer dafür werben, flexible und umfassende Kompositionen von Rollenelementen vorzunehmen, also eine selbstbewusste Kombination von Agency und Community zu praktizieren. Es fällt ihnen schwer, junge Männer darin zu ermuntern, die scheinbar femininen Anteile in ihrem Verhalten zuzulassen und sich zu ihnen zu bekennen.

Das Problem vor allem der Jungen, die an einen sehr klischeehaften männlichen Rollenbild festhalten und hierin durch ihre Elternhäuser unterstützt werden, liegt darin, dass sie in von Frauen dominierten Kollegien den Eindruck gewonnen haben, die schulische Leistungserbringung sei eine typische weibliche Angelegenheit, die femininen Verhaltensmuster folge. Jungen mit einer stereotypen Rollenorientierung können hierdurch in ihrer Leistungsentwicklung blockiert werden. Es widerstrebt ihnen, durch sanfte Regelsetzungen, Anforderung von Stille, hohe Bewertung von Anpassung und Unterordnung zu guten Leistungen zu kommen.

Es stellt sich also die Frage, ob wir durch eine Förderung von Männern in Lehrerkollegien auch die Möglichkeiten der Leistungs- und Kompetenzförderung von männlichen Schülern verbessern können. Es spricht vieles dafür, diesen Weg einzuschlagen, denn es wäre auch aus grundsätzlichen Gründen viel gewonnen, wenn wir mehr Männer für Erziehungs- und Bildungsberufe gewinnen könnten. Das spräche für eine gezielte Werbekampagne für das Arbeiten in pädagogischen Berufen, die gezielt Männer anspricht.

Literatur

Bründel H & Hurrelmann K (1999) Konkurrenz, Karriere, Kollaps. Männerforschung und der Abschied vom Mythos Mann. Stuttgart: Kohlhammer

Hurrelmann K & Kolip P (Hg.) (2002) Geschlecht, Gesundheit und Krankheit. Bern: Huber

Hurrelmann K, Klocke A, Melzer W & Ravens-Sieberer U (Hg.) (2003) Jugendgesundheitsurvey. Weinheim: Juventa

Hurrelmann K (2006) Gesundheitssoziologie. Weinheim: Juventa (6. Aufl.)

Hurrelmann K, Albert M & Infratest Sozialforschung (2006) 15. Shell Jugendstudie. Frankfurt: Fischer

Kolip P (1997) Geschlecht und Gesundheit im Jugendalter. Opladen: Leske und Budrich